

Kunst und Leben.

Die Fremden der Woche. Paris. Variétés, Reprise von „la femme à Papa“ von A. Pennequin und A. Willaud. Théâtre d'Application, „le lever du critique“ von Jules Chancel und Edmond Lée. Musik von Lagard; „Seduction“ von L. Artus, Musik von Bonamy; „la leçon interrompue“ von Ad. Béty und Ad. Lévy, Musik von Févriet. Bodinière, „Paris s'tord“. Cercle des Escholières, „fin de Réve“ von Victor de Cottens und Paul Sabault; „une Cinquantaine“ von Paul Giniaty. Comédie Parisienne, „Rosmerta“ von Ch. Vincent. Brüssel. Monnaie, Reprise von „Jerusalem“. Parc, „Père“ von Strindberg. Berlin. Kessingtheater, „Nach dem Mandat“ von Georg Freiherrn von Dmpeda. Neues Theater, „Die geschiedene Frau“ von Victor Jannet. Residenztheater, „Fernand Checontract“ von Georges Feydeau. Deutsches Theater, „Klein Epsel“ von Genril Jben. Schillertheater, „Hagars Sohn“ von J. J. David. Prag. Narodni Divadlo, „Medici“ von Leoncavallo; „Pani Caverletová“ von Augier.

Sonnenthal spielte gestern das erste Mal den Nathan. Er spielt ihn sehr schön. Er gibt ihm jene innigen, unsäglich weichen und wie reif geerntete Trauben milden Töne, die er allein nur hat, und die bald feierliche, bald ironische Herzlichkeit und Güte weisen Alters kann ruhrender, sanfter, reicher nicht leicht gestaltet werden; selbst die Gebrechen, die an seinen Helben und gar an seinen Jünglingen stören, die milde Stimme und die allzu demüthigen Gesten, helfen hier. Neben ihm standen ein herrlicher Derwisch des Mitternachts, strogend von Kraft und Laune, der prächtige Tempel des Reimers und die Hohenfels als die lieblichste Recha. Dazu Baumeister, Herr Schöne und Fräulein Fleibtreu — man hat lange keine so gute Vorstellung gesehen.

Die Berliner haben den Sport, jedes Quartal eine große Schauspielerin zu entdecken. Man wird dort billig berührt, weil diese unwöhnlichen Hörer sich von ihrer Ungebild, auch „Sterne“ zu haben, leicht betriegen lassen und die Vorantagen der Rollen oft auf den Wert der Darsteller rechnen. So bringt ihnen jedes neue Stück fast einen neuen Liebling: die „Ehre“ brachte Fräulein Petri, „Sodoms Ende“ Fräulein Basté, „Vor Sonnenaustrag“ Fräulein Lehmann, das „alte Lied“ Fräulein Reichenhofer, die „Jugend“ Fräulein Mayburg. Nur wärs die Freude sein. Aber Fräulein Rosa Keth, die der „Lalidman“ brachte, hat es verstanden, den Ruhm zu halten, und nun ist es ihr, da sie im Deutschen Volkstheater erst als „Kind des Glückes“, dann als Rita debütierte, auch noch gelungen, die spätere Kunst der Wiener zu fangen. Sie verdient sie: denn sie ist ein holdes und munteres Geschöpf, „fürchtbar süß und niedlich“, wie die Berliner sagen, „herzig“, wie man bei uns sagt, grazioser als Frau Odilon, natürlicher als Fräulein Hausner und wie eine liebe Feldblume innig und schlicht. Ob sie je eine Künstlerin wird? Es darf genügen, daß sie jung ist, hübsch scheint und Schule genug hat, diese hübsche Jugend angenehm, einfach und ohne Manier darzustellen. Ihr Vater, der als Sabakul debütierte, hat den Ruf, ein guter Regisseur und ein verwendbarer Schauspieler zu sein. Jenen könnte das Volkstheater sehr brauchen. Dieser müßte, um hier zu wirken, weniger mit dem Verstande, mehr aus dem Gemüthe, echter und wärmer spielen. Herr Wallner, der als zweites Debut den Umar gab, bewegt sich im Costum freier, reiner, edler, aber er weiß Verse auch nicht besser als Prosa zu sprechen.

In der Josefstadt wird jetzt der „Rustergatte“ gespielt, ein toller Schwanz von Albin Balabrdgue, der die Laune, den Wit, die Verbe der Frau Pohl-Weiser und des Herrn Maran, dieser zwei unergleichlichen und unbefehrblichen Komiker, köstlich glänzen läßt. Leider gibt man auch einen trostlos öden und unansprechlich läppischen Akt von Moser und Trotha, „Militärstrom“, und alle lustigen Bemühungen des Fräulein Dvorzal und des Herrn Rauch nichts nützen. Die Wiener Directoren sollten in dieses Theater gehen. Sie könnten hier lernen, was Regie ist. Herr Victor Léon weiß von den Franzosen das große Geheimnis der Bühne: er scheidet kein Stück ohne zwanzig Proben heraus. Wenn er es nun auch noch versuchen wollte, schon das vierte und fünfte Mal immer gleich im Costum zu proben, könnte er ein Lehrer aller Wiener Bühnen werden: der Erfolg würde sie zwingen, ihm zu folgen. H. B.

Es war ein merkwürdiger Dreißigsteabend. Die Herzen an den Christbäumen brannten zum letzten Male und Moriz Rosenthal spielte nach vielen Jahren bei Bösendorfer wieder zum ersten Male. Sein Andenken ist frisch geblieben, das hat die große Zahl enthusiastischer Freuds und entzückter Evidenzbeweisen, die der Wunsch, sich verblüffen zu lassen, in den Bösendorfer-Saal gelockt. Ohne Zweifel ist Rosenthal der größte lebende Claviervirtuose. Wenn er die Bibel übersezt hätte, würde er gewiß geschrieben haben: „Im Anfang war die Bravour!“ Das wäre dann ein gutes Buch der Bücher für Clavierspieler geworden; ein Pianistenbrevier auch im Taschenformat erhältlich. Trotz seiner Neigung für Chopin'sche Musik, ist doch die Bravour das Kampffeld, auf dem Rosenthal immer steht. Er besitzt eine annehmliche Bravour, sowie Technik, ist voll Geist, sein Anschlag von

jener gefunden Fülle, die bei den modernen Virtuosen immer seltener wird. Im zartesten Pianissimo zerlegt sich der Ton nie in farblose Besandtheile; er wird niemals Rauch, sondern bleibt immer Klang. Seinem Vortrag ist das Ungefunde, Krankhafte fremd. In der Chopin'schen H-moll-Sonate und in der Fis-dur-Rokkürne haben wir freilich die schwärmende Poese vermisst, aber auch die nervöse Ueberreiztheit, das rhythmische Schlendern und Stolpern, den affektirten Mondschein. Mit dem Vortrag der „Symphonischen Etüden“ von Schumann hat sich Rosenthal auf eine hohe Stufe gestellt. In dem grandiosen Finale schlugen die vollgriffigen Akkorde wie Bomben in die Lasten. Man hatte die physische Täuschung, als würden die Zuhörer von Schwindel erfaßt. Sehr zart spielte der Künstler eine Fensel'sche Berceuse, mit capriciöser Faust ein „Bivace“ von Scarlatti, eine „Barcarole“ von Kubitschek und einen Walzer von Poldini. Für die geschmückte Behmuth der „Sarabande“ von Bach fehlt Rosenthal der historische Sinn und die Geduld, den Zierath des siebzehnten Jahrhunderts bis in seine geheimsten Possibilitäten zu verfolgen. Ueber Allem aber war der Vortrag einer Paraphrase eigener Composition über Walzermotive von Strauß. Was Rosenthal da an seinen, leuchtenden Klängen, unerhörten Schwierigkeiten und frauen Rhythmen zusammenfachte, ist im Concertsaal wohl noch selten erlebt worden. Das Publikum tanzte Beifall mit den begeisterten Fußstapfen. Und so hat eigentlich Rosenthal den Fasching 1895 im Bösendorfer-Saal eröffnet.

H. A.—1.

Bücher.

Göttinger Arbeiterbibliothek herausgegeben von Friedrich Raumann, Pfarrer in Frankfurt a. M., in Verbindung mit P. Paul Göhre—Frankfurt a. O., P. Dr. D. Lorenz—Erfurt, P. Dr. E. Lehmann—Dornberg, P. W. Wend—Darmstadt, P. Gebert—Hamburg, Kottenburgsort, P. Fr. Müller—Eichberg. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht. 1. Band. Heft 1—4.

In der Eröffnungsnummer des Blattes „The Christian Socialist“ vom 2. November 1890 schrieb S. M. Ludlow, das Christenthum, das jetzt manchem so schwach erscheine, sei in Wirklichkeit „ein Adler, der sich maufert, indem er sein abgetragenes Gefieder abwirft“. Es scheint fast, als ob die deutsche christlich-socialistische Partei in letzter Zeit nicht nur den gleichen Namen, wie ihre englischen Vorgänger trage, sondern auch deren Auffassungen zu theilen beginne. Die Geistlichen, meinte Ruskin, sollen nicht mehr mit den Reichen speisen und den Armen predigen, sondern den Reichen predigen und mit den Armen speisen. Gewinnt diese Anschauung in Deutschland Boden, dann muß das Jeder, der eine wirkliche Besserung der heutigen Zustände erstrebt, mit Freude begrüßen und darf sich nicht durch den Ton der Predigt, der manchmal noch an die Zeiten erinnert, wo sie für die Armen bestimmt war, ungünstig beeinflussen lassen. — Das erste Heft, das die christlich-socialen Ideen in die breiten Massen tragen soll, theilt sich: Jesus als Volksmann. Der Verfasser ist der bekannte Frankfurter Pfarrer Fr. Raumann. Er schildert Jesus als einen Agitator für die Sache der Unterdrückten, dem man heute vorwerfen würde, „er hege das Volk auf“. (S. 5.) „Er würde viel Noth haben, er würde auch eines Tages im Gefängnisse unter seinen geringsten Brüdern sitzen“. (S. 18.) Aber Christus war ein Reformator, kein Umstürzler. Er wollte nicht durch brutale Gewalt die Geister zwingen, sondern sie umbilden durch Beispiel und Lehre. (S. 13.) Indem er die Unterdrückten auf den Himmel verwies, spendete er ihnen Trost und Hoffnung. Doch war er, nach Raumann, nicht der Meinung, daß erst im Jenseits das Loos der Elenden ein besseres würde, sondern auch auf Erden muß etwas geschehen, denn Noth und Kummer sind nicht Naturnothwendigkeiten. (S. 10.) Leider gibt es auch heute noch Christen, die nur an ihr Seelenheil, nicht aber an ihr praktisches Wirken denken. (S. 13.) In Raumanns Auffassung erscheint also Christus als Socialreformator. — Heft 2 und 3 behandelt: Die Borse. I. Zwed und Organisation. Prof. Max Weber in Freiburg i. B. gibt in bewundernswürdiger klarer Weise einen kurzen Abriss dieser schwer darstellbaren Wirtschaftsinstitution. Er schildert die Entstehung der Borse in Verbindung mit der Entwicklung des Großhandels, betont ihre Nothwendigkeit für die bestehende Wirtschaftsordnung und skizzirt die verschiedenen Formen der einzelnen Borsen. Zum Schluß wünscht er eine Börsenreform nach Muster des Londoner Verbandes, um durch Geschlossenheit unehrliche Elemente auszumergeln. Insofern erscheinen ihm die englischen und amerikanischen Zustände wohl in etwas zu rosigem Lichte. — Heft 4. Bodenwucher und Bodenreform von Dr. Lehmann können wir weniger günstig beurtheilen. Im Anschluß an Henry George behandelt der Verfasser unsere agrarischen Zustände. Die Hypothekendarverpflichtung scheint er als Bodenwucher zu betrachten, der nur durch Einführung des Lehnbesitzes, wobei das Obergewicht dem Staate zusteht, abgehalten werden kann. Ueber die städtische Wohnungsfrage und die Noth des Bauhandwerkes redet er ganz vernünftig. Alles in allem zeigt sich hier wieder einmal, wie unendlich einfach und klar die verniedlichsten ökonomischen Probleme dem erscheinen, der sie weniger erkennen als hüten will. M. B.

Frau Ester Bruce. Roman von Dia Hansson. Breslau, S. Schottländer 1895.

Unfreitig wird irgend ein objectiver Kritiker, der einzig nach dem inhaltlichen Problem eines Buches spürt, schreiben: Herr Hansson behandelt in seiner Geschichte die Frage der modernen Ehen. An drei Beispielen, an einer geschiedenen, einer bräutigen und einer geschiedenen Ehe zeigt er, wie diese gesellschaftliche Institution heutzutage beschaffen ist und nicht beschaffen sein sollte. . . . Man kann aber auch, wenn man nämlich kein objectiver Kritiker ist, die Geschichte lesen, ohne das man an eine beachtliche, geschweige denn tendenziöse Gegenüberstellung verschiedener charakteristischer Ehearten denkt. Und ich glaube, man darf es nicht einmal, will man die Eigenart des Dichters in seinem neuesten Werk erkennen. Dieser Eigenart entspricht es ja, niemals ins Allgemeine oder gar ins Typische zu gehen; also niemals zu charakterisieren, zu beweisen, vielmehr handelt es sich um die tiefsten und tiefsten Unterschiede des Besonderen festzuhalten, jed-